

*Herman J. Selderhuis: Johannes Calvin. Mensch zwischen Zuversicht und Zweifel. Eine Biografie. Aus dem Niederländischen übersetzt von Berthold Tacke, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus) 2009, 317 S., ISBN 978-3-579-06489-5.*

Die Gattung Biographie lässt sich unterschiedlich konzipieren und schreiben: nach innen oder nach aussen gewandt, privat oder öffentlich, ideen- oder aktionsbezogen, als Zeitzeugenvita, in der ein Leben eine Epoche versinnbildlicht, oder als Darstellung des grossen Einzelnen, der ein Jahrhundert formt. Selderhuis' Text bezeichnet in diesem Spektrum Extrempunkte. Sein Calvin tritt als eine Art Hieronymus auf, der sich aus seinem Gehäuse nur widerwillig herauslocken lässt: gedankenreich und tatenarm bzw. nur dann tätig, wenn die Feinde Christi zum Streit blasen, ganz Mensch und kaum Politiker, selbst mit kirchenorganisatorischen Fragen nur ungern beschäftigt, ganz charismatischer Wegweiser, der kraft seiner Lehre wie von selbst seine Zeit umgestaltet. Wie problematisch, ja widersinnig diese Perspektive im Falle eines Reformators ist, der in dreiundzwanzig Jahren ununterbrochener Auseinandersetzungen mit Bürgermeistern, Räten, Korporationen und Familien aller Statusgrade die in den Alltag einschneidendste und damit ipso facto politischste aller Reformationen durchsetzte, braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden. Darüber hinaus birgt diese Sichtweise weiterreichende Gefahren in sich. Dass Calvin, der Fädenzieher und Machiavellist, der Netzwerknüpfer, der Zeitdeuter und Staatsdenker weitgehend ausgeblendet wird, bleibt nicht ohne Auswirkungen für den Blick auf den „inneren“ Calvin, der dem Autor allein am Herzen liegt. Betrachtet man wie dieser die Reformation in Genf nicht als komplexe Interaktion zwischen den verschiedenen Interessengruppen der Stadt und den Pastoren, sondern als alleiniges Werk des Ideengebers Calvin, so stellen sich wie von selbst Parteinahmen, ja Dichotomisierungen im Stile des 16. Jh. ein: Die Gegner des Reformators werden dann zu Ketzern, die sich dem „bibeltreuen“ Leben in Genf widersetzen (S. 96) – genau so verkündeten es Calvin und seine Anhänger von der Kanzel. In Wirklichkeit waren die Frontstellungen nicht so einfach zu ziehen. Unter den Anhängern einer Genfer Reformation, die ab 1536 weitgehend unter sich sind, gab es wie überall in den Städten Mitteleuropas sehr unterschiedliche Vorstellungen darüber, wie weit diese Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse reichen, welche Machtverteilung zwischen kirchlichen und politischen Amtsträgern sie hervorbringen und welche diplo-

matischen Konsequenzen – Stichwort *combourgeoisie* mit Bern – sie haben sollte. Hier lag die Quelle des Dissenses zwischen Calvin und der politischen Klasse bis 1555, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil die neuen Regeln der Sozialdisziplinierung mit patrizischem Selbstbewusstsein und humanistischen Freiheitsvorstellungen kollidierten. Am gefährlichsten aber ist S' Perspektive, weil sie kausale Verhältnisse verkehrt, ja verzerrt: Servets Reise nach Genf auch nur hypothetisch als „eine Art Selbstmordattentat“ (S. 245) zu deuten, wird wiederum dem vielschichtigen Sachverhalt nicht gerecht und macht letztlich aus dem Opfer den Täter. Dass es ebenfalls nicht angeht, Calvins Wirken in Kirche, Gesellschaft und Staat mit dem Begriff „Demokratie“ (S. 79) zu kennzeichnen, sei nur noch am Rande angemerkt. Dass die Stadt, ihr Wollen und Handeln, schemenhaft bleibt und nicht selten verzeichnet wird, ist umso mehr zu bedauern, als S. ein ausgezeichneter Kenner des „Menschen“ Calvin ist. Als solcher bringt er diesen mit souveräner Beherrschung der Quellen zum Sprechen, leuchtet unbekannte Seiten einer komplexen Persönlichkeit aus und deutet nicht zuletzt sachkundig theologische und philosophische Grundfragen. Als eine „halbe“ Einführung, die unbedingt um die eigentlich historischen Dimensionen, nicht zuletzt um die Frage nach der Inszenierung des „Menschen“ Calvin für öffentliche Zwecke, zu ergänzen und deshalb mit quellenkritischer Widerständigkeit, nicht selten auch gegen den Strich gelesen werden muss, lässt sich S' Biographie daher durchaus empfehlen.

Fribourg

Volker Reinhardt

*Lothar Vogel: Das zweite Regensburger Religionsgespräch von 1546. Politik und Theologie zwischen Konsensdruck und Selbstbehauptung (Quellen und Forschungen zur Reformationgeschichte 82), Gütersloh: Gütersloher Verl.-Haus 2009, 620 S., ISBN 978-3-579-05373-8.*

„Das zweite Religionsgespräch von 1546 gehört nicht zu den Sternstunden der Reformationsgeschichte“. Mit diesem prägnanten Satz eröffnet der Verf. seine Darstellung des letzten Religionsgespräches auf Reichsebene vor dem Schmalkaldischen Krieg. Nach seinem Scheitern suchte der Kaiser eine militärische Lösung des Konfessionskonflikts im Reich. Mittelfristig scheiterte dieses Vorhaben am Widerstand der Reichsfürsten. Somit besaß zumindest *ex negativo* das Religionsgespräch vom 27. Januar bis zum 10. März 1546 seine Bedeutung innerhalb des großen Geschichtspanoramas der deutschen Reformation.

Der Verf. stellt das Religionsgespräch in die Kontinuität der Reichsreligionsgespräche und beginnt seine Darstellung mit seiner unmittelbaren Vorgeschichte auf dem Wormser Reichstag 1544/45. Dabei nimmt die Darstellung der Regensburger Veranstaltung genauso viel Platz ein wie die des Wormser Reichstages, auf dem das Regensburger Religionsgespräch einberufen wurde, sowie der direkten Vorgeschichte im Zusammenhang mit der Berufung des Gespräches. In gewisser Weise bewegt sich der Verf. hier in der Tradition der historiographischen Aufarbeitung des zweiten Regensburger Religionsgespräches. Aufgrund des Scheiterns des Gespräches und der Kriegspläne des Kaisers hat die Vorgeschichte immer mehr interessiert als das eigentliche Gespräch, wurde die Veranstaltung doch häufig als Täuschungsmanöver der Kaisers interpretiert, der die Protestanten nur so lange hinhalten wollte, bis er zum Krieg bereit war. Und auch die evangelischen Teilnehmer hätten angeblich mit wenig Überzeugung an dem Gespräch teilgenommen, dem somit von vorneherein wenig Aussichten auf Erfolg beschieden war. Schließlich wurde das zweite Regensburger Religionsgespräch von der Berufung des Trienter Konzils überschattet, die eine theologische Übereinkunft unmöglich gemacht hatte.

Der Verf. verfällt aber nicht der Verlockung, seinen Interpretationshorizont in den gewohnten Bahnen zu erschöpfen, sondern versucht das Gespräch auch von seinen theologischen Voraussetzungen, seinem Verlauf und seinen Ergebnissen her zu befragen. Er sucht also den theologischen Kern jenseits von einer Interpretation des Gespräches als Ideologie und Vertuschung. Deshalb betont der Verf., dass trotz aller Gegensätze auf einer grundlegenden Ebene bei den Theologen und Politikern der Zeit die Vorstellung einer christlichen „*concordia*“ als religiöses und gesellschaftliches Ideal präsent gewesen sei.

Die Interpretation des Religionsgespräches von 1546 basiert auf einem Vergleich mit den Verhandlungen von 1540/1541, die zu einer weitreichenden Annäherung zwischen Protestanten und Römisch-Katholischen geführt hatten. Dass die theologischen Protagonisten von 1541, Martin Bucer und Johannes Groppe, aufgrund des Kölner Streits zu erbitterten Feinden geworden waren, war eine schwere Belastung für alle weiteren Einigungsbemühungen. Groppe weigerte sich standhaft an dem Gespräch von 1546 teilzunehmen.

Der Verf. weist auf die Kontinuitäten bei den protestantischen Gesprächsteilnehmern und bei der grundlegenden Aufgabenstellung der

Religionsverhandlungen hin, dass das Gespräch eine zukünftige Reichstagsentscheidung vorbereiten sollte. Bei den Römisch-Katholischen sind die Diskontinuitäten viel deutlicher. Ein grundlegender Unterschied zu 1541 bestand darin, dass das Gespräch von 1546 ein peripheres Ereignis auf dem Reichstag war, während die Religionsverhandlungen von 1540/1541 im Zentrum der Reichsversammlung standen. In beiden konfessionellen Lagern war kein Spielraum mehr für eine Verständigung vorhanden. In gewisser Weise waren die Religionsgespräche die Totengräber ihrer selbst. Denn jede gescheiterte Einigungsbemühung ließ die Gräben tiefer werden, da die Gegensätze offen zu Tage traten. Die Religionsgespräche führten faktisch zum Gegenteil dessen, was sie bewirken sollten.

Wie wenig Spielraum für einen Konsens vorhanden war, zeigt der Umstand, dass sich die beiden Parteien nicht über die Zwecksetzung des Gespräches einigen konnten. Der Kaiser interpretierte das Gespräch als Hinführung zum Trienter Konzil, während die Protestanten in ihm eine Alternative zum Konzil sahen. Immer wieder wurden die Gespräche von Verhandlungen über die Geschäftsordnung und die Verfahrensweise behindert.

Theologisch traten, wie bei der Diskussion der Rechtfertigungslehre zu beobachten ist, die unterschiedlichen Auffassungen scharf zu Tage. Der Verf. weist darauf hin, dass sich die beiden religiösen Parteien auch auf der Ebene der religiösen Sprache deutlich auseinanderentwickelt hatten. Jede Konfessionsgemeinschaft redete mit den gleichen Begriffen inhaltlich anders. Die Eigenentwicklung der reformatorischen Theologie mit ihrem antischolastischen Gestus und ihrer Bibelreferenz traf auf eine Theologie, die im Angesicht des Konzils eher die theologische Rückbesinnung als die Erneuerung suchte. Abschließend schildert der Verf. die unmittelbare Nachwirkung des Gespräches auf dem Reichstag.

Die innovative Kraft der Studie liegt auf heuristischem Gebiet, in der Dichte der Darstellung und der herangezogenen Quellen und Literatur, während die diskursgeschichtlichen Zusammenhänge des Gespräches und ihr Anteil am Scheitern innerhalb der Schilderung der theologischen Diskussionen behandelt werden. Abgerundet wird das Buch von einem umfangreichen Quellenanhang, in dem bisher unveröffentlichte Dokumente ediert werden. Das Buch ist die grundlegende Darstellung zur Geschichte des zweiten Regensburger Religionsgespräches.

Leipzig

Thomas Fuchs